

Der Hügel, den wir erklimmen müssen

*Im Zauber eines poetischen Erbes in der US-amerikanischen Erzähltradition: Die Lyrik der Amanda Gorman.
Eine Einordnung.*

Seit ihrem Auftritt bei der Inauguration des US-amerikanischen Präsidenten Joe Biden ist die Lyrikerin Amanda Gorman in aller Munde. Beim Superbowl am Wochenende las sie ein Gedicht, der Hamburger Verlag Hoffmann und Campe hat sie als Autorin gewonnen. Der Hausacher Lyriker José F. A. Oliver gibt für die MITTELBADISCHE PRESSE eine Einordnung der Dichterin und ihres Werkes.

„To tell a story“ ist durchaus US-amerikanisch zu verstehen und heißt interpretiert soviel wie „Komm! Erzähl mir deine Geschichte!“ Leben, das in den USA Alltagswirklichkeiten aufgreift und sich bei Poeten meistens in (freien) Versen offenbart. Von Generation zu



Von José F. A. Oliver. Foto: Christoph Breithaupt.

Generation mündlich weitergegeben und dargeboten. Als kostbares Gut. Als Selbstvergewisserung einer sich kontinuierlich beschwörenden Nation. In einem Sound, der sich stets zu erneuern weiß, gleichwohl auf überlieferte Wertvorstellungen nicht verzichtet.

Ganz „in the mood“; getragen von der Aura einer (oft) verfassungsorientierten, spricht „constitutional“ Gestimmtheit, die soziale Verantwortung in politische Visionen umzusetzen und zu verdichten sucht. Amanda Gormans junges Werk reicht in ihrer Haltung nicht von ungefähr in diese „alte“ und doch so „unbedarft“ anmutende US-amerikanische Sehnsucht zurück, die allen Alles gleichberechtigt ermöglichen will.

Unschuldlich schier in ihren anrufenden Worten, wenn man von der „Unschuld“ eines Landes überhaupt sprechen kann. US-amerikanisch „unschuldig“ also mit einem Pathos aus patriotischer Aufbruch-Ver-

bundenheit und visionären Zukunftsentwürfen.

Da wäre als frühe Spur das Werk Walt Whitmans zu erkennen. Seine Gedichte am gesellschaftspolitischen Puls der Sorgen und Nöte vieler Menschen im 19. Jahrhundert. Ein Dichter, der auch dem ermordeten Abraham Lincoln – „O Captain! My Captain!“ ein poetisches Denkmal setzte: „Oh heart, heart, heart ...“ – mitten hinein ins verwundete Herz einer vom Bürgerkrieg zerrissenen Nation. Alan Ginsburg müsste – einige Jahrzehnte später – der Liste ebenso hinzugefügt werden. Ein Poet, stellvertretend für den kämpferischen „Beat“ des 20. Jahrhunderts. Dieser verfasste in einem Gedicht gar den Vers: „My ambition is to be President despite the fact that I’m a Catholic“ – „Ich will dereinst Präsident werden, obwohl ich katholisch bin“.

Nicht nur Underground

Aufzuführen wären aber auch die balladenhaften Songs Bob Dylans, die aufrüttelnden Aktivistinnen-Verse einer Dichterin und Menschenrechtlerin der Bürgerrechtsbewegung der US-amerikanischen Afroamerikaner*innen namens Maya Angelou, die für die Audioversion ihres Poems zur Amtseinführung Bill Clintons im Nachhinein den Grammy Award in der Kategorie „Bestes gesprochenes oder Nicht-Musik-Album“ erhielt. Außerdem dürfen die nachdenklicheren Sprech-Momente einiger Poetry-Slammer*innen nicht fehlen, bis hin zu den an Aktualität nicht zu überbietenden und radikal benennenden Sätzen einer Patrisse Khan-Cullors, in deren autobiographischer Schrift „Black Lives Matter“ Sätze wie diese zu finden sind: „Auf den Straßen wird Gift und Galle versprüht“; oder: „Aus den Blicken, die wir auf uns ziehen, sprechen Gewalt und Ekel.“

Underground und doch bitterer Main-Stream; ein fortwährender Anspruch mitfühlender Vortragskunst, die sich



Amanda Gorman bei der Vereidigung des US-Präsidenten Joe Biden im Januar.

Foto: Erin Schaff/Pool The New York Times/AP/dpa

aus oralen Traditionen speist und pure Leidenschaft, wie sie, ja, wie sie vielleicht nur in den USA entstehen konnte und deshalb immer wieder zu hören ist. Wortwürfe, die Großes „meinen“ und einen Positiv-Patriotismus in den Zeugenstand zitieren. Aus der (eigenen) Verzweigung in die Zuversicht kommender Tage.

Bisweilen ist die Poesie ein Augenblick, der uns die Stille wiegt. Ein leichtes Seelenschweben, das uns berührt. Die Geste einer sanften Leichtigkeit. Auch in der Not der Schwere; der Schimmer eines Lächelns; ein zarter Tanz der Fingerkuppen; ein Bild aus Farbenfrohsinn, der jene Sehnsucht atmet, in der uns Mensch und Würde ahnbar „werden“. Nicht zu greifen und doch absolut präsent. Der Hauch einer Magie.

Lorca nannte diesen Zauber „Duende“. Dort, wo Kunst kei-

ne dunklen, undurchdringlichen Schatten wirft, sondern wärmendes Licht bedeutet; indes kein Gleißern und Gebildetsein.

Vielleicht ist das der poetische „Hügel“, nein, der „Berg“, den wir erklimmen müssen: „The hill we have to climb!“ So lautete der Titel des Gedichts von Amanda Gorman, das um die Welt ging und seiner Verfasserin bewundernde Aufmerksamkeit bescherte.

Ein Gedicht, das mehr war als nur ein Augenblick aus Versen, aus Wort und Rhythmus, zwischen-Reim und Botschaft, sondern die Hoffnung einer ganzen Persönlichkeit, ihres gesamten Wesens pochen ließ; um nicht zu sagen: sie und mit ihr eine ganze Generation verkörperte. Wort und Klanggewegung, die Ansagen wurde und ein Bekenntnis zugleich manifestierten. Eine wundersame Eleganz aus Mut und Ermuti-

gung. Und das obwohl der Text auch als eine „Auftragsarbeit“ zu bezeichnen wäre. Poesie eignete sich als Zauber und Widerstand im Wortgeschmeide. Aus den Worten ihrer Herkunft und des mühevollen Werdgangs erwachsen. Nicht als hehres Momentum für einen besonderen Tag, so wie sich einst der Dichter und viermalige Pulitzer-Preisträger Robert Frost hatte überzeugen lassen, ein Gedicht an die Nation (und die Welt) zu halten.

Dichterische Tradition

Damals, 1961, bei der Amtseinführung John F. Kennedys. Er war der erste „Inaugural Poet“, der erste „Vereidigungsdichter“ gewesen; der, wenn auch in bestimmter Hinsicht zunächst widerwillig, die Bitte des jungen JFK nicht ausschlagen konnte und, als es darauf ankam, so wird erzählt, vor lauter Schnee und Wind am Tag der Amtseinführung die Blätter nicht hatte halten können, auf dem sein Gedicht zu lesen war. Er rezitierte schließlich ein paar ältere Verse und begründete dennoch eine Tradition. Zumindest für die Einberufung der Präsidenten, die der demokratischen Partei zugehörig sind und nicht der GOP – der „Grand Old Party“, wie die Republikaner in den USA bezeichnet werden.

Bei Amanda Gorman war weder Wind noch Papiergestöber. Und die Sonne schien (sich auch nicht zu fürchten). Als hätte sie sich vorgenommen, mit der jungen Poetin und Aktivistin um die Wette zu strahlen.

Die Gattung „Lyrik“ ist schwer zu fassen und doch, je nachdem, auch wiederum nicht. Es kommt immer darauf an, welche Perspektive man einnimmt, aus welcher Position heraus argumentiert, von welcher Kulturgeschichte genährt, jemand glaubt, sein Urteil fällen zu müssen. Einigen wir uns einfach auf „Spoken Words“. Auf Worte, die erzählen, indem sie ausgesprochen werden und damit Lautvermächtis sind.